wenn wir hungrig von der Spielwiese heimkamen. Brot und Kartoffeln haben wieder den Rang eingenommen, den sie bei unseren Großvätern hatten. Jedesmal, wenn ich ein Stück holsteinisches Schwarzbrot sehe, ist es mir, als habe ich ein Stück der unverwüstlichen schleswig-holsteinischen Bauernkraft leibhaftig vor mir. Mit der Aschenbrödelrolle ist es aus. Das Brot ist wieder in seine uralten Rechte getreten. Es ist ein Machtfaktor von nationalem Rang geworden. Der Tisch des reichen Mannes ist von Krieg umgestoßen, und all seine angeblichen Herrlichkeiten sind mit einem grimmigen Lachen zum Fenster hinausgeworfen. Die Gicht brachte er uns und Marienbad. Wir sagen wieder aus einem aufrichtigen Herzen: Das liebe Brot!

Das aber bedeutet dass? was hat es auf sich, daß diese ernste und verantwortungsschwere Tatsache plötzlich fest in jeden deutschen Kopf eingehämmert worden ist? So unverlierbar, wie sie nur das Leben selber einhämmern konnte. Es bedeutet dreierlei: In individueller Beziehung hat es jeden von uns von einem Stück der wirtschaftlichen Notwendigkeit befreit. „Um unseren Tisch kann nicht gespart werden", sagten wir im Frieden und glaubten es wirklich. Ach derrje, die Hälfte kann gespart werden, und man wird dabei immer zufriedener und gesünder. Ein Stück der ökonomischen Sklavenseele ist zerbrochen und von uns abgefallen. Ich war nie ein Held im Sparen. Gott sei's geklagt, ich hatte nicht einmal die landesübliche Tüchtigkeit. Aber jetzt kann ich's und erwerbe mir durch diese Kunst ein Stück geistige Freiheit, ein Stück blauen Himmel in der rastlosen Folge der Werktage. Zum andern wissen wir nun, daß Bauernsorgen unsere Sorgen sind und daß eine furchtbare Stunde anbricht, wenn in einem armen Hochbau Brot und Kartoffeln nicht mehr beschafft werden können. Zum dritten und letzten aber haben die Ernährungs-Reformer, die im Frieden nur einen kleinen Kreis um ihr Reithaus herumstellten, ein ganzes Volk als Hörer, als aufmerksame und wohlwollende Hörer gewonnen. Und das könnte leicht das Allerbedeutendste werden! —al—

Warum sind die Eier knapp?

Eine Frage, die sich wohl schon jeder vorgelegt hat und auf die er wohl auch bald eine Antwort fand. Ob aber wohl die richtige? Der eine sagt, die Eier, die das Ausland lieferte, fehlen, der andere, die Hühner legen weniger, oder wir haben weniger Hühner. Alle diese Antworten sind aber ganz oder wenigstens zum großen Teil falsch. Die Ursache ist, wie Beeck-Halle in einem sehr sachlich geschriebenen Aufsatz in den Mitteilungen der D. L. G. nachweist, ganz einfach der Fleischmangel dazu, die Fleischsteuer. Gewiß hörten mit Ausbruch des Krieges die Auslandszufuhren auf oder waren stark eingeschränkt. Aber an der Hand der Preise, wie sie 1915 in Halle gezahlt wurden, kann man leicht erkennen, daß dies nicht ausschlaggebend war. Die Legeergebnisse in diesem Jahr waren besser als 1915. Mehrere in großen Wirtschaften angestellte Stichproben bei gleicher Hühnerzahl ergaben einen um 25—30 v. H. höheren Eierertrag. Auch die Zahl der Hühner hat nicht ab-, sondern zugenommen. Aber die Eier hatten infolge der Fleischmangelheit schon einen starken Aufturm auszuhalten, der noch durch eine nie dagewesene Nachfrage nach Brutei-ern unterstützt wurde. Alles wollte Geflügel ziehen. Nach Beeck sind alle bisher gemachten Vorschläge, die Mauser zu schaffen, zwecklos, auch die Eierkarte, wie sie in Bayern bereits eingeführt ist, wird die Eier nur vom Markt verschwinden lassen, weil die Landleute, die 90 v. H. der Inlandserzeugung in der Hand haben, im kommenden Winter ebenfalls unter Fleischmangelheit leiden werden und sich an Eiern schadlos halten dürften. Das einzige Mittel wären Höchstpreise für die einzelnen Jahreszeiten, und zwar ein Höchstpreis für den Geflügelhalter, einer für den Wiederverkäufer. Sie müssen so bemessen sein, daß einerseits genügend Anreiz für die Hühnerzucht bleibt, andererseits der Verbraucher auch seine Rechnung kommt. Im Winter sollten 9 Eier nicht mehr kosten als 1 Pfund fettes Rindfleisch, im Sommer hätten sie billiger zu sein. Zuckerersatz ist auch die Feststellung, daß Deutschland vor dem Kriege das Land mit dem höchsten Eierkonsumverbrauch war, daß ferner die Inlandserzeugung und die Einfuhr aus dem Auslande in demselben Verhältnis standen, wie der Verbrauch der Eier als Nahrungs- oder Genußmittel.

Eine Mahnung an die deutschen Frauen.

Im Berliner Dom berichtete am Sonntag Oberhofprediger D. Dryander über seine Eindrücke auf seinen Reisen nach der Ost- und Westfront. Unsere Brüder da draußen im Osten und im Westen — so ungefähr führte der Geistliche aus — seien schon seit Jahr und Tag heldenmütig einen schweren Kampf. Sie bedürfen der Freude mehr denn je. Wir daheim dürfen ihnen das Herz nicht schwer machen mit törichten Sorgen. Was sind alle kleinen Entbehrungen hier in der Heimat gegen die schweren Stunden unserer Feldgrauen! Wenn da eine Mutter aus den gebildeten Ständen schreibt: „Dir muß Deine Mutter höher stehen als dein Vaterland", so ist das nicht der Heroismus, den unsere Truppen zeigen. Wir müssen die Kämpfer aufrichten durch unsere Liebe und durch unseren Glauben, der standhält auch in diesem Riesenringen. „Schreibt freudig hinaus! Trägt Sonne in die Herzen! Es darf nicht sein, daß draußen die Männer standhalten, aber die Frauen in Duldertracht nicht ausharren."

Eine Modewoche in Frankfurt a. M.

Vom 19. bis 28. August findet mit dem Leitsatz „Das einfache Kleid" im Schauspielhaus zu Frankfurt eine Modewoche statt, die sich zu einem künstlerisch wie gesellschaftlich bedeutenden Ereignis gestalten wird. Veranstaltet wird sie vom Modebund. Unserer Jugend, unserm Zwang des Krieges erwachsen modischen Schaffenskraft die Grundlage zu einer geheimlichen Entwicklung zu geben, die eine künstlerische und wirtschaftliche Unabhängigkeit für die Zukunft anbahnt — dazu wird er ins Leben gerufen. Und in diesem Sinne will er anregend und geschmackbildend auf möglichst breite Schichten wirken. Die Modewoche bringt, wie die „Nordd. Allgem. Ztg." meldet, eine aus allen Teilen des Reiches beschickte besonders große Modeschau, eine Ausstellung von Preisbewerbungsarbeiten und eine Sonderausstellung zeichnerischer Entwürfe und Skizzen; durch Vorträge und Lehrkurse namhafter Persönlichkeiten der Kunst- und Gesellschaftswelt wird das Gesetzte nach der theoretischen Seite hin ergänzt. Dem Ernst der Zeit und ihrem Gebot der Stoffersparnis entsprechend fließen sämtliche Veranstaltungen unter dem Gedanken vornehmster Einfachheit. Die Beteiligung ist aus allen Gegenden des Reiches erfreulich rege; auch Oesterreich wird mit seinen anerkannt geschmackvollen Schöpfungen zu Gast sein.

Der Bund für Frauendienstpflicht.

Auf der in Breslau abgehaltenen ersten Jahresversammlung des Bundes für Frauendienstpflicht wurde beschlossen, als erste praktische Betätigung der Dienstpflicht kleine Gruppen junger Mädchen unter Leitung geeigneter Lehrkräfte zu Haus- und Arbeitsgemeinschaften zur Erlernung des einfachen häuslichen Haushaltes zu vereinigen und die erforderlichen Mittel hierfür zu sammeln. Ferner wurde der Beschluß gefaßt, eine Petition um Errichtung eines Reichsamts für Frauendienstpflicht bei den zuständigen Stellen einzureichen. Dieses Reichsamt soll nach dem Wunsche des Bundes aus sachkundigen Männern und Frauen sich zusammensetzen, den Mittelpunkt für alle die Dienstpflicht betreffenden Fragen bilden und statistische Erhebungen über die schon vorhandenen Ausbildungsmöglichkeiten und Lehrkräfte anstellen.

Die deutschen Krankenpflegerinnen.

Die Berufsorganisation der Krankenpflegerinnen Deutschlands ist in der Kriegszeit außerordentlich tätig gewesen. Zu den Pflegestunden, die den Krankenhäusern in Moabit, Neukölln, Zeitz und Brandenburg angeschlossen sind, sind zwei neue in Hersfeld und Elbing hinzugekommen. Weitere Pflegeschulen zur beruflichen Ausbildung von Schwestern wurden in Prag und in Konstantinopel ins Leben gerufen, und in Sofia wird im Auftrag der Königin die Pflege im Alexanderhospital durch zwei deutsche Schwestern ganz nach deutschem Muster eingerichtet. Auch mit diesem Krankenhaus soll eine Pflegeschule für bulgarische Schwestern verbunden werden.

Deutsche Krankenschwestern bei unseren Verbündeten.

Nicht weniger als 1404 Schwestern hat die Berufsorganisation der Krankenpflegerinnen Deutschlands bis jetzt den verschiedenen Beobachtungsstationen in Wien, Oesterreichisch-Schlesien, Böhmen und Mähren zur Verfügung gestellt, einschließlich einiger wissenschaftlicher und hauswirtschaftlicher Hilfskräfte. Die Beobachtungsstationen unterstehen dem österreichischen Ministerium des Innern.

Eine dankenswerte Anordnung.

Um der Arbeitslosigkeit der Frauen entgegenzuarbeiten, hat das Bekleidungsamt des 3. Armeekorps angeordnet, daß in allen Werkstätten, die für dieses Bekleidungsamt arbeiten, Ueberstunden streng vermieden werden. Es darf nur acht Stunden gearbeitet werden, und unter Umständen sind noch kürzere Arbeitsschichten einzuführen, damit entsprechend mehr Frauen beschäftigt werden können.

Ein Kriegerwitwenheim

will die Gemeindevertretung von Weißensee bei Berlin errichten. Zu diesem Zweck soll ein Haus in der Ataxbacherstraße mit 44 Zimmern erworben werden. Kriegerwitwen mit Kindern sollen bei der Aufnahme den Vorzug erhalten.

Unterbringung von Kriegerwaisen.

Für Kriegerwaisen nehmen sich auch die Erziehungsanstalten der Inneren Mission in besonderer Weise an. Es stehen 1461 Plätze für Knaben und 855 für Mädchen zur Verfügung. Auch in den rund 700 katholischen Erziehungshäusern Deutschlands sind eine große Zahl von Plätzen für Kriegerwaisen offen.

Kaufmännische Angestellte und Privat-Handelsschule.

Von der sozialen Arbeitsgemeinschaft der Handlungsgehilfen-Verbände und den Verbündeten kaufmännischen Vereinen für weibliche Angestellte, Sitz Kassel, ist zur Bekämpfung der Mißstände, die durch die sogenannten Handelspressen hervorgerufen werden, eine Eingabe an alle Bundesstaaten gerichtet, die eingehendes Material zu der Frage bringt und auf Wunsch von den Verbänden zu erhalten ist.

Heiteres vom Tage.

Vaterfreuden. „Watt — Drillinge?! — Und nebenan bei die reichen Schlächters blos eens! Frau Müllern, da haun Se wol die Bezugsscheine balwegfekt!"

*

Aufrichtig. „Mein Fräulein, ich liebe Sie wahnsinnig! Glauben Sie aber ja nicht, daß ich in Ihnen nur das goldene Kalb anbete." (Fl. Bl.)

*

Zuverschtlich. Gestern ist mein Sohn ins Feld gerückt — nun bin ich auf die nächsten Generalstabsberichte gespannt!

*

Fragespiel. „Wie nennt man es, wenn ein Schaf zwei oder drei Junge in die Welt setzt?" „Bekümmert."

Knackmandeln.

Lösung des Rätsels aus Nr. 33:
General von Pflanzer-Baltin.

An unsere Rätsellöser!

Wieder haben wir so viele richtige Rätsellösungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätsellöser zu veröffentlichen.

Die Prämie: Aus dem Füllhorn der edlen Musika,

entfiel auf Werner Rodenberg, hier.

Charade.

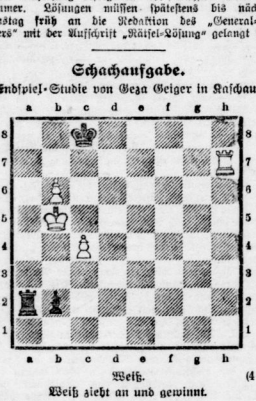
So lang es Völker gibt, ist auch
Das Erste angestammter Brauch.
Das Zweite ist an Fluß und Meer.
Das Dritte zählt, auch kann man's geben.
Wenn jetzt ein Herz ist bang und schwer,
So wird das Ganze es erheben.

Prämie: „Aus großer Zeit" von Richard Zoozmann.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeigers" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Endspiel-Studie von Geza Geiger in Kaschau.



Weiß. (4+3)

Weiß zieht an und gewinnt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 33.

Vierzüger von S. Herland.

1. Kb1—b2 1. Le5—d4+
2. Kb2—b3 2. Ld4 n. g7
3. Da6—c4+ 3. Kd5—e5
4. Sf8—d7 matt.

Auf 2..., Kd5—e4 folgt 3. f2—f3+ usw.; A) auf 1..., Le5—b6 2. Kb2—b3, Lb6—c5 3. f2—f3 usw.; B) auf 1..., Le5 n. f2 2. Da6—b7+, c7—c6 3. Db7—f7+ usw., auf 2..., Kd5—e4 3. Db7—e4+ usw.; C) auf 1..., Kd5—e4 2. f2—f3+ usw. Anderes ähnlich.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen, Verlag von Gebrüder Hud, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Ernst Gliesler, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 34 — **Halle, Sonntag, den 20. August** — **1916**

Nicht ist alles Gold, was glänzt;
Glück nicht alles, was so heißt!
Nicht alles Freude, was so scheint,
Damit hab' ich gar manches gemeint.
Goethe.

Scheinwerfer.

Von Richard Rieß-München.

Sie nannten ihn alle den Menschenfeind. Aber sie umdrängten ihn doch, wenn er zur Zupfgeige sang. Er stahlen den Helm auf die erdene Bank des Schützengrabens gelegt und blickte während seines Liedes versonnen in den Himmel. Der hatte ja heute seine Schüssel bis zum Rande mit Sternen gefüllt.

Er sang . . . leise, mit verhaltener Stimme, um die wundersame Stille dieser lauen Juninacht nicht zu stören. Nur selten kam durch das Schweigen der Natur ein Lüftchen, das sich wohl lange abwartend hinter der Böschung verborgen gehalten hatte und nun kindlich-neckend über die Gräben huschte.

Die feindliche Linie lag dieser deutschen Mannschaft fern. Wohl an die sechshundert Meter trennten Deutsche und Franzosen. Auch drüben waren still. Bisweilen aber stieg aus den Reihen der Gegner wie ein seltener, fremdländischer Vogel ein Feuerstrahl, aus dem eine Kugel sich hoch aufschwang. Die riß einen Flammenschein durch die Nacht und fraß auf minutenlangem Wege die Dunkelheit, die über den deutschen Gräben brütete.

Der Sänger schwieg, wenn das feindliche Licht die Stimmung durchschnitt. Aber bald hob er wieder an. Denn die Kameraden hörten es gern, wenn er sang. Und horchten sie auf seine Lieder, so schmeckte die Pfeife besser, aus der sie den Tabaksrauch in die Luft bliesen. Die rührenden Weisen fanden gar gern ihren Weg in der deutschen Männer Herz.

Auch der Leutnant, der gerade die Runde machte, hörte zu. Er blickte nach dem Sänger, der während des Liedes die Zigarette in den rechten Mundwinkel geschoben hatte, daß die glühende Spitze wie ein rastendes Glühwürmchen aus dem überschatteten Gesichte des Mannes leuchtete. Wieder kam gerade ein Lichtbote von drüben, und das Lied verstummte. Ich Scheine hatte der Leutnant den Sänger erkannt. Sonderbare Fügung des Zufalls. Dicht trat er an Ferdinand heran und sagte:

„Grüßgott bär?" . . .

Der Grenadier nahm Haltung, blickte dem Offizier ins Antlitz und sagte verwundert: „Grenadier Tesche, Herr Leutnant!"

„Kennst du mich nicht mehr, Tesche? Ich bin doch der „Pfadfinder" Otto Poelmann! Erinnerst du dich nicht mehr der Nachbarn aus der letzten Bank? In der 5. Klasse? Weißt du nicht mehr, daß wir Indianer spielten auf den Isartalhöhen hinter München?

„Zu Befehl, Herr Leutnant . . . Ich weiß wohl . . . .

„Sag doch du zu mir, Tesche . . . Merkwürdig . . . Bist du schon lange hier im Felde?"

„Zwei Monate liegen wir hier in Stellung . . . Kamen gestern wieder aus unserer Ruhezeit zurück . . . zur Ablösung . . ."

„Aha . . . deshalb . . . Kein Wunder, daß wir uns da noch nicht begegneten. Bin erst vor zwei Tagen hierher versetzt worden. Hatte Urlaub, Tesche . . . Ja, die Münchenerstadt läßt dich schön grüßen . . ."

„München? Bin sieben Jahren nicht mehr dort gewesen, Herr Leut . . ."

„Komm, setzen wir uns, Tesche . . ."

Sie nahmen auf der aus Erde geformten Bank Platz, und Leutnant Poelmann begehrte, der Schulkamerad möge erzählen. Ferdinand aber schwieg. „Lassen wir die Kindheit, Herr Leutnant. Hat nicht jeder Sehnsucht nach Vergangenem . . ."

„Tesche . . . ich habe dich niemals verurteilt . . . Ich habe niemals an deine Schuld geglaubt. Und du bist ja doch auch rehabilitiert worden. Ich freue mich ja so, daß ich dir heute die Hand drücken darf als treuer, alter Kamerad . . . Ich kann dir versichern, ordentlich erlöst war ich, als Flock gestanden hatte."

Da fuhr der andere auf: „Gestanden?" Was hat Flock gestanden? Daß er damals im Turnsaal die Börse gestohlen hatte und nicht ich? Daß nicht ich allein in dem Ankleidezimmer gewesen war, wie der Pförtner aussagte? Daß man ihn bloß nicht gesehen hatte, und daß er schwieg, als man mich als Dieb von der Schule jagte? Hat er das alles gestanden, und glaubt er, nun seiner Schuld ledig zu sein?! Hat er etwa auch gestanden, daß ein Mensch durch ihn seine Heimat verlor und sein Elternhaus? Daß einer, in dessen Herzen lichte Schönheit flammte, Schuhe flicken mußte und die Hände von gnädigen Emporkömmlingen küssen, wenn ein Trinkgeld daraus entglitten war? Hat Herr Flock das alles gestanden?"

„Ich weiß, daß es dir schlecht ging. Warum hast du aber geschwiegen? Kein Mensch hätte dich verdammt, wenn du dich deiner Haut gewehrt hättest?"

„Ja . . . man soll jedem Menschen Gelegenheit geben, seine Niedrigkeit zu entfalten . . . Ich war ein trotziger Bub . . ."

„Flock war doch ein Kind, Tesche!"

„Wenn du es hast wissen willst, Poelmann. Ich hab' mir gedacht, Nacht müsse doch Recht sein, und wenn einer nichts begangen hat, dann dürfe ihm doch nichts geschehen . . . Und ihr alle, die ihr meine Freunde ward: du und Joseph und die anderen . . . Ihr würdet doch nie glauben, daß einer Freund ein Dieb sein . . . und ihr würdet mir beistehen, bis auch die Herren Richter im Rektoratszimmer einsehen würden: der Tesche hat's net getan . . . und wenn auch tausendmal der Schein gegen ihn ist . . . Das hab' ich mir gedacht . . . wor ja ein bummer Bub, gewiß . . . Na, es ist anders gekommen . . . Herr Leutnant!"

Poelmann war bewegt. Er drückte dem Kameraden die Hand. „Verzeih mir, Tesche . . . Du hast recht . . . Ich will es gutmachen . . ."

„Was heißt das: gutmachen? Das kannst du ebensowenig, wie Flock seine Schuld gestehen konnte! Ein verpfuschtes Leben ist nimmer gutzumachen, nie!!" rief er lauter, und nach einer Pause: „Weißt du, was ich durchgemacht habe, ehe dieser Krieg als Retter und Führer mir neue Wege zeigte? Weißt du, daß ich als Handwerksbursche durch die Fremde zog, ich! . . . der Sohn Matthias Tesches . . . Hahaha . . . Es ist eigentlich lustig . . ."

Poelmann schwieg. Und während er in das Licht des Scheinwerfers blickte, der eben wieder die Gegend abtastete, kam ihm der Gedanke, daß auch das Gespräch, das er eben führte, einem Scheinwerfer gleich Vergangenheit und Schicksal erhellte . . . in kurzem, grellem Licht.

„Ich gebe dir mein heiliges Wort, Tesche: Es soll doch an dir gutgemacht werden, was wir gefehlt. Glaubst du mir das? Daß erst dieses Krieg ausgekämpft sein . . . Du, Tesche . . . hör doch: Mein Vater hat sich zur Ruhe gesetzt . . . Ich leit' unsere Fabrik . . . Du kommst zu mir . . ."

„Ich will ein kleines Liedl singen, Poelmann . . . Was wissen wir, was sein wird? Hör mir zu . . . Die Kameraden mögen es auch gern, wenn ich singe . . . . . Ist doch lustig, Sehnsuchtsliederl zu summen, wenn man keine Sehnsucht mehr hat . . ." Der Grenadier sang wieder, und die Kameraden, die sich zurückgezogen hatten, als der Leutnant mit Tesche sprach, kamen wieder und lauschten . . .

Ein kurzer Handdruck, und Poelmann ging weiter, gedankenvoll . . . „Tausende sah ich hier zum Kampfe vereint, tausend Schicksale einen sich zum gleichen Ziele . . . Was für ein seltsam Ding ist doch der Mensch . . ."

*

Tage der Not und des Grauens brachen für die Kämpfer an. Wilde Anstrengung sollte den Feind in den Besitz der deutschen Stellung bringen. Immer wieder liefen die rotblauen Scharen Sturm gegen die deutschen Gräben, immer verbluteten sie sich. Aber auch der Unseren Verluste waren groß, und auch Leutnant Poelmann ward von einer Kugel getroffen. Er ward im Feldlazarett gebettet, wo alle lagen, Offiziere und Mannschaften, ohne Unterschied nebeneinander, alle, die das Schicksal ereilt hatte. Nicht fern von Leutnant Poelmanns Lager hatte man den Grenadier Tesche gebettet. In der gleichen Reihe lagen sie . . . wie sie vor langen Jahren in der gleichen Schulbank gesessen hatten. Und auch der Tod fand sie zu gleicher Zeit . . .

Gedenktage der Woche.

20. August 1905 † Franz Reuleaux (der Verfasser des Wortes vom „Billig und Schlecht", mit dem er in den siebziger Jahren die deutsche Industrie aufscheuchte).
1914 Brüssel von den Deutschen besetzt.
1914 † Papst Pius X. (* 1833.)

21. August 1838 † Adalbert v. Chamisso in Berlin (* 1781).
1914 Großer Sieg der Deutschen bei Metz.

22. August 1850 † Der Dichter Nikolaus Lenau (* 1802).
1914 Sieg des deutschen Kronprinzen über die Franzosen bei Longwy.

23. August 1813 Sieg bei Großbeeren.
1831 † Feldmarschall Gneisenau in Posen (* 1760).
1866 Friede zu Prag zwischen Oesterreich und Preußen.
1914 Abbruch der Beziehungen Deutschlands zu Japan.

24. August 1572 Pariser Bluthochzeit. Niedermetzelung zahlreicher Hugenotten.
1868 † Charlotte Birch-Pfeiffer in Berlin (* 1800).
1914 Schlacht bei Tannenberg (24. bis 29. August).

25. August 1900 † Friedrich Nietzsche in Weimar (* 1844).
1914 Sieg der Oesterreicher über die Russen bei Krasnik.

26. August 1813 Schlacht an der Katzbach.
1813 † Teodor Körner (* 1791).
1860 † Der Komponist Silcher in Tübingen (* 1789).
1873 † Der Komponist Karl Wilhelm in Schmalkalden (* 1815).

Urlaub.

Skizze von Helene v. Mühlau.

(Nachdruck verboten.)

Er kam zum erstenmal nach einem vollen runden Jahr auf Urlaub, und die Welt schien ihm eine andere geworden zu sein.

Lange hatte er vom bevorstehenden Urlaub reden hören und hatte sich auch in seiner stillen Art darauf gefreut; auf Urlaub mußte man ja einfach freuen. —

Aber merkwürdig — dreimal war ihm der Urlaub zu Wasser geworden, und er hatte das nicht als sonderliche Enttäuschung empfunden. Höchstens die Mutter tat ihm leid, denn die schrieb in jedem Brief etwas vom Urlaub, und da sie fast täglich schrieb, häufte sich das Wort „Urlaub" in ihren Briefen so sehr, daß er schließlich darüber hinweglas.

„Herzgott, Mensch, hast du denn keine alte Großmutter, die über kurz oder lang die Augen zumachte?" fragte ein Kamerad, dem er erzählte, wie sehr seine Mutter nach einem Wiedersehen verlange. „Wenn du dem Hauptmann sagst: „Meine Großmutter liegt im Sterben und möchte mich noch einmal sehen!", dann läßt er dich sterben, darauf kannst du Gift nehmen. Glauben wird er dies nicht, aber den Urlaub bewilligt er!"

Der kleine Leutnant Berger dachte nach. Er hatte ja nun in der Tat eine Großmutter, und die hatte noch im letzten Brief über Herzschwäche geklagt — nun — und die meisten Großmütter starben ja wohl an Herzschwäche.

Also hin zum Hauptmann, mit dem Brief der Großmutter in der Tasche. Der Hauptmann hörte ihn lächelnd an — sagte erst kein Wort — nahm dann einen Zettel und schrieb darauf: „Urlaub bewilligt wegen schwerer Erkrankung der Großmutter."

Nun freute sich Leutnant Berger doch sehr auf die Heimfahrt und das Wiedersehen mit denen, die ihm nahe standen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191608206/fragment/page=0001

Er stürmte zu seinem Quartier, alarmierte den Burschen und hieß ihn sofort die Koffer packen. Erst nach einer Weile sah er auf einem kleinen Schemel zwei Briefe liegen — er riß zuerst den von der Mutter auf und wurde ein wenig blaß.

„Lieber Ernst!" schrieb sie, „da du bis heute keinen Urlaub hattest, nehme ich an, daß du auch in den nächsten 4 Wochen keinen erhalten wirst. Ich muß mich einer kleinen Operation unterziehen und bestehe morgen in die Klinik über. Es ist eine völlig ungefährliche Sache, und wenn das Glück uns günstig ist und du nach einem Monat Urlaub erhältst, wirst du mich wohl und munter antreffen!"

Das erste Gefühl, das den armen Jungen beschlich, war das, zum Hauptmann zu gehen und um Verschiebung des Urlaubs zu bitten. Aber der Hauptmann war für drei Tage an andere Stelle kommandiert und überhaupt konnte man den nun einmal bewilligten Urlaub nicht zurückziehen.

Also reiste er und sagte sich bei der Großmutter an.

Die Großmutter lag im Bett, als er kam. Sie hatte keine Ahnung von der Erkrankung ihrer Tochter gehabt, und das Telegramm des Enkels hatte sie so sehr erschreckt, daß sie krank geworden war. Ernst erklärte ihr alles, reiste dann nach Berlin, wo seine Mutter wohnte, und kam in die Wohnung. In der hatte nur die Köchin, und alle Zimmer rochen nach Kampfer, und das war dem kleinen Leutnant ein so furchtbarer Graus, daß er nur ganz schnell nach der Adresse der Klinik fragte und die Stätte seiner Heimat verließ.

In der Klinik erklärte er der Oberin, daß er der Sohn der Frau Oberst Berger sei, und hörte zu seiner Beruhigung, daß die Mutter zwar operiert, aber gottlob völlig munter sei. Freilich dürfe sie den Sohn in den ersten drei Tagen nicht zu Gesicht bekommen, da jede Aufregung natürlich schaden könne.

Also stand Ernst wieder auf der Straße und überlegte: wohin?

Wen hatte er denn in Berlin?

Die Mutter besaß eine Menge Freunde und Bekannte — und die würden sich vielleicht auch freuen, wenn er sie besuchte.

Aber um einen kurzen Besuch war ihm ja nicht zu tun; ihn verlangte nach etwas Gutem, Behaglichem!

Regen fiel in großen Tropfen nieder — ein kühlender kalter Wind wehte — es war höchst unheimlich auf der Straße.

Verteufelt, daß die Wohnung zu Haus so nach Kampfer duftete. Die Köchin hatte ihm gesagt: Die Mutter habe vor, nach der Operation ein paar Wochen in einen Kurort zu fahren und danach wolle sie die Großmutter besuchen. Folglich mußte natürlich die Wohnung verpestet werden.

Der arme Leutnant wanderte noch eine ganze Weile vor der Klinik im Regen auf und nieder. Wenn er doch nur einen Menschen in ganz Berlin wußte, der sich wirklich freuen würde, wenn er vorspräche bei ihm stünde!

Die Bekannten der Mutter waren ihm alle plötzlich gleichgültig — trotzdem ging er sie jetzt im Geiste der Reihe nach durch.

Hier, die würden wohl alle sehr nett zu ihm sein — aber wirkliche Freude konnten sie beim besten Willen nicht empfinden — höchstens ein bißchen Mitleid mit dem Pech, das er hatte.

Plötzlich drängte sich ihm eine Erinnerung auf. Die Mutter hatte da ein junges Mädel an sich herangezogen — verwaiste Tochter eines Majors — nicht eigentlich hübsch, aber sehr lieb und eigenartig im guten Sinne. Kein bißchen darauf aus, jemand zu gefallen — immer freundlich und doch zurückhaltend, aber trotz der Zurückhaltung doch auch wieder herzlich.

Ja — das wäre ganz nett — aber wie sollte er die erreichen?

Es war eben gemein — nichts war anzufangen. Er wünschte den Urlaub zu allen Teufeln. Auch hatte er Hunger und Müdigkeit, sah auf die Uhr, wo da es Essenszeit war, schlekte er sich an, den Trab vor der Klinik aufzugeben, und warf nur noch einen letzten Blick auf das große Gebäude, in dem seine Mutter lag. Kaum aber war er ein paar Schritte weit gegangen, da rief jemand von der anderen Seite her seinen Namen. Er erschrak — blickte hinüber, und da kam auch schon etwas Schlankes, in einen seidenen Regenmantel Gehülltes auf ihn zu.

„Ernst — Ernst — sind Sie's wirklich? Herrgott, ist das denn möglich? Ganz überraschend auf Urlaub und wissen schon, daß die Mutter krank ist? Sind ganz allein und wissen nicht wohin und woher?"

Sie hatte seine beiden Hände gefaßt und sah ihn voll Wärme und Innigkeit an, und wie sie ihn so ansah, stieg in dem Leutnant die Erinnerung an ein Wort der Mutter auf.

„Du solltest dies liebe Mädchen nicht unbeachtet lassen — sie ist nicht schön, aber sie hat eine Seele, die rein und warm und wahr ist!"

Er sah jetzt wirklich die Seele des Mädchens aus ihren Augen schimmern.

„Und wo wohnen Sie, Ernst? Bei Ihnen zu Hause haben wir ja alles eingekampfert! Gott, wie mir das leid tut!" Und ihre Augen sahen ihn tief und innig an.

„Vor allem bin ich jetzt hungrig!" sagte er fast kindlich, und sie lächelte dazu.

„Wollen Sie einen Augenblick warten, Ernst, bis ich oben bei Ihrer Mutter war — oder wenigstens bei der Oberin?"

Er nickte. „Aber dann gehen Sie mit mir essen!" bat er flehentlich, denn er hatte Angst vor der Einsamkeit.

„Ja, gern!" und eine halbe Stunde später saß er mit ihr in einem kleinen Restaurant und war auf einmal warm und glücklich geworden. „Mit der Mutter ist es doch wohl in der Tat nur eine harmlose Sache?" fragte er einmal flüchtig, und sie nickte.

Am Abend ließ er nicht locker, bis sie versprach, ein Theater mit ihm zu besuchen, und für den nächsten Tag mußte sie sich zum Mittagessen wieder einfinden.

An diesem zweiten Tag war sie etwas befangen; sie äußerte, daß es ihr etwas seltsam vorkomme, so mit ihm herumzugehen, aber schließlich rechtfertigte der Krieg so manches. Trotzdem blieb sie aber wenig niedergeschlagen, und als Ernst wieder flüchtig nach der Mutter fragte, wich sie seinem Blick aus.

Am dritten Tage äußerte er den Wunsch, endlich zur Mutter gehen zu dürfen, und schritt an der Seite des jungen Mädchens die Treppe hinan. Die Oberin sah ihn diesmal mit seltsamen Blicken an, öffnete die Lippen, um etwas zu sagen, und schwieg dann doch.

Geräuschlos öffnete sie die Tür zu einem Krankenzimmer, und auf Zehenspitzen trat der Leutnant ein; das junge Mädchen war an der Tür stehen geblieben.

Er kannte die Mutter kaum wieder. Bis dahin hatte sie doch eigentlich noch wie eine junge Frau ausgesehen — hier aber lag ein wachsbleicher Kopf mit weißen Haaren und erloschenen Augen. Eine kraftlose Hand versuchte, sich von der Bettdecke zu erheben.

Ein Schauder erfaßte den jungen Menschen — er beugte sich zur Mutter hinab, küßte die Hand und die bleiche Stirn und sagte zweimal zärtlich: „Mutter — liebe Mutter!"

Die Mutter blickte nach der Tür; ihre Augen riefen die, die in Angst und Verwirrung dastand, und als sie dann leise zum Bett herantam, sprach die Kranke weiter nicht in Worten, sondern mit Blicken, die dem jungen Menschen unverständlich waren.

Man ließ ihn nicht lange bei der Mutter, und weil er nicht wußte, wohin er gehen sollte, fand er sich zu seinem Hotel zurück und saß dann einsam mit einem bitteren Schmerz im Herzen auf seinem Sofa.

Die Mutter!! Nie hat er viel über die Mutter nachgedacht — nicht über ihre Güte, über ihre große Zärtlichkeit und nicht darüber, wennst er sich alles, was sie ihm an Innigkeit gab, verdient hatte.

Draußen im Feld hatte er ja wohl oft an sie gedacht, aber doch immer nur wie an etwas Allgewohntes, das man eben besitzt, und auf das man ein Recht hat.

Nun auf einmal kam ihm alles in ganz anderer Beleuchtung entgegen. Heut oder morgen oder vielleicht in einer Woche würde er die Mutter hergeben müssen, und dann war alles aus. Dann hatte er keine Heimat mehr — hatte niemand mehr, der ihm täglich Briefe schrieb, niemand, der ihn um Urlaub quälte — niemand, der in Angst und Sorge auf ihn wartete.

Oed, trostlos, verzweifelt erschien ihm das Dasein. Er warf den Kopf in die Arme, in seiner Brust krampfte sich etwas.

„Mutter — Mutter", schluchzte er plötzlich laut auf, schämte sich aber dann seiner Tränen, wischte die Augen und trat ans Fenster.

Da draußen rieselte ein warmer Frühlingsregen; schwer und grau hing der Himmel über der Erde. Wie öd, wie jammervoll war es in der Heimat!

An seiner Tür klopfte es; das junge Mädchen, die Freundin seiner Mutter, stand vor ihm. Ihre Augen waren voll Tränen.

Sie brauchte nicht zu sagen, warum sie weinte; der junge Leutnant weinte auch. Plötzlich streckte er die Arme aus und zog das junge Mädchen an sich. Ob das, was er plötzlich so hätte empfand, Liebe war, wußte er selbst nicht. „Mein?" fragte er, und sie nickte. Ein Lächeln huschte über sein Gesicht.

Eine Woche später war der Leutnant wieder im Felde und meldete sich bei seinem Hauptmann. Als der die schwarze Binde um den Arm des Leutnants sah, fragte er: „Ich sehe, die Frau Großmutter ist gestorben!"

„Nein", sagte der Leutnant, „es ist meine Mutter!"

Einen Monat später kam er wieder um Urlaub ein. Auch die Großmutter war gestorben. Der Hauptmann schüttelte den Kopf — aber er schrieb wieder einen Urlaubsschein und lächelte dabei.

An unsere Krieger.

Von Hans v. Wolzogen.

Bringt uns den Ernst ins Land,
Ihr tapfern Krieger!
Geld unsrer Seele Sieger
Und senkt in sie, was ihr entschwand —
Gonst sind wir verloren,
Und alle die guten deutschen Geister,
Die ihr, des Krieges Mannen und Meister,
Mit blutigen Opfern beschworen —
Alle verloren.

O wahret euch, was ihr gewannt
Aus Leidens und Sterbens Grauen:
Dies stille Gottvertrauen,
Dies ernst aus klaren Augen Schauen,
Dies Dienen, dies Entsagen,
Eins wollen, alles wagen,
All diese Lehren aus schweren Tagen
Und diese Treue bis zum Tod.
Ach, es tut uns so bitter not!

Wir sind, derweil ihr ihn geschlagen,
Dem bösen Feind ins Netz gerannt.
Ihr Heldenbrüder, echt gearbeitet,
Erhämpft uns heimgewandt
Den sehten Sieg, der euer wartet:
Befreit unsre armen Seelen
Von all ihren Fesseln und Fehlen,
Vom Schwindeltrug und Schandelstand!
Bringt uns den Ernst in's Land!

(Kürmer.)

Entwertetes Geld.

Von Dr. Albert Korn.

(Nachdruck verboten.)

Es ist eine allgemeine Klage, daß unser Papiergeld, namentlich die kleineren Darlehnskassenscheine, so schnell unansehnlich werden, daß sie beschmutzt und zerrissen, durch wer weiß wie viele Hände gehen. Nun werden ja neuerdings die Darlehnskassenscheine zu 1 und 2 Mark auf beiden Seiten mit einem Unterdruck versehen, um sie weniger schnell unansehnlich werden zu lassen. Aber viel wird das nicht helfen. Nach wie vor wird man sich mit den schmutzigen, oft mit Papierfetzen zusammengeflickten Lappen abfinden müssen. Es soll ja Leute geben, die diese Uebel herzlich gern in ihre Hand nehmen und sich über ästhetische Bedenken hinwegsetzen würden, wenn sie nur recht viele dieser kleinen hunten Lappen hätten.

Nun passiert es freilich bei dem starken Umlauf des Geldes oft, daß das Papiergeld völlig zerrissen irgendwo landet. Was dann?

Vor einigen Jahren ging durch die Zeitungen ein hübsches Geschichtchen, das von dem Entgegenkommen der Reichsbank bei Einlösung von Banknoten oder beim Ersatz von Verlusten Zeugnis gab. Ein Hirte erschien bei der Hauptkasse der Reichsbank und legte eine unbestimmbare Masse, sauber in Papier gehüllt, vor, die sich bei näherer Untersuchung als ein Ziegenmagen darstellte. Der Hirte erzählte dazu, er habe einen Tausendmarkschein in der Tasche gehabt und sei beim Ziegenhüten eingeschlafen. Ein Bock habe sich ihm genähert und aus der Tasche, aus der er öfter Salz genascht, den Schein gezogen und aufgefressen. Nun habe er die Ziege geschlachtet und den Magen zur Untersuchung mitgebracht. Ein Sachverständiger nahm diese Untersuchung sofort vor und stellte fest, daß der Bericht des Hirten der Wahrheit entsprach. Und der Hirt erhielt denn auch einen funkelnagelneuen Tausendmarkschein.

Das wurde als Kuriosität erzählt. Aber solche Kuriositäten könnte man auf der Reichsbank (und jetzt bei den Darlehnskassen) sehr oft erleben. Alle Augenblicke kommen Leute, die auf ähnliche Weise um ihr Geld gekommen sind, mit den geretteten Ueberresten, um Ersatz zu holen, der ihnen denn auch in den meisten Fällen gewährt wird. Im Publikum ist vielfach die Ansicht vorherrschend, daß jede beschädigte Banknote ersetzt werde, wenn nur die Nummer noch erkennbar ist. Diese Ansicht ist freilich irrtümlich. Das Gesetz bestimmt, daß jede Banknote ohne weiteres durch eine neue zu ersetzen ist, wenn von dem beschädigten Stück mehr als die Hälfte vorhanden ist. Es kommt denn auch gar nicht darauf an, ob die Risslinie in einer bestimmten Richtung geht; die Hauptsache ist immer nur, daß sich die Note bei der Prüfung als echt erweist. Heutzutage ist es ja sogar möglich, die Echtheit oder das Gegenteil davon noch bei vollständig verbrannten Banknoten in der zurückbleibenden Kohlenschicht festzustellen. Wo in solchen Fällen die mikroskopische Untersuchung die Echtheit ergibt und wo es dann möglich ist, mehr als die Hälfte der Asche des verbrannten Stückes herbeizuschaffen, wird stets der volle Wert ersetzt. So war es auch bei unserem Hirten. Die im Magen vorgefundenen Stücke wurden als von einem echten Schein herrührend erkannt, es war mehr als die Hälfte vorhanden, also war die Reichsbank nach den gesetzlichen Bestimmungen verpflichtet, den getreffenen „Braunen" voll zu ersetzen.

Weniger rücksichtsvoll wird verfahren, wenn es sich um Metallgeld handelt. Nach den geltenden Vorschriften sind Münzen, die infolge längerer Zirkulation und Abnutzung an Gewicht und Erkennbarkeit erheblich eingebüßt haben, bei den öffentlichen Kassen anzunehmen und auf Rechnung des Reiches einzuziehen. Gewaltsam beschädigte Münzen fallen der Unbrauchbarmachung anheim. Nun sehlt uns aber eine Feststellung, die genau besagt, welche Münze als durch längere Zirkulation abgenützt zu gelten hat, also von den öffentlichen Kassen zum vollen Nennwert einzulösen ist, und welche Münzen als gewaltsam beschädigt der Unbrauchbarmachung verfallen. Immer wieder wird darüber Klage geführt, daß beschädigte Münzen zu rigoros behandelt werden, und diese Klagen sind gewiß nicht unberechtigt. Denn solange es dem Ermessen des betreffenden Beamten überlassen bleibt, seine Entscheidung so oder so zu treffen, ist es klar, daß ein annähernd einheitliches Verfahren bei dieser Entscheidung nicht denkbar ist. Wenn wir aus Versehen ein Goldstück auf die Straße fallen lassen und es fährt ein Wagen darüber, dann wird es natürlich gekniet und zerbogen, und der Beamte einer öffentlichen Kasse wird dann in der Regel die Wahrnehmung machen, daß die Münze durch unsachgemäßen Gebrauch beschädigt worden sei, d. h. er löst sie nicht ein, sondern macht sie unbrauchbar. Ein anderer Beamter wird dann einsichtiger sein. Er läßt sich überzeugen, daß die Münze nicht vorsätzlich beschädigt worden ist, und löst sie anstandslos ein. Nun ist ja bei einem Goldstück, auch wenn man einen so einsichtsvollen Beamten nicht antrifft, das Unglück niemals sehr groß, weil hier der Metallwert auch dem Kurswert entspricht. Mit einem ganz geringen Verlust wird man das beschädigte Stück bei jedem Goldschmied verkaufen können.

Ungleich schlimmer ist die Sache aber, wenn es sich um eine Silbermünze handelt. Wenn man das Pech hat, ein Fünfmarkstück, das nur einen reellen Wert von 2 Mark hat, auf diese Art zu verlieren, büßt man eben nicht weniger als drei Mark ein, also 60 Prozent. Es ist einigermaßen bekannt, daß die Unbrauchbarmachung beschädigter Geldstücke bei öffentlichen Kassen durch einen Einschnitt mit einer Schere, bei größeren Silberstücken durch einen Einschlag mit einem Meißel geschieht. Kommunale Kassen haben die Berechtigung zu einer solchen Unbrauchbarmachung nicht; sie müssen die betreffenden Geldstücke einfach zurückgeben.

Erwähnenswert ist noch, daß durch Feuer beschädigte Geldstücke nur dann voll ersetzt werden, wenn sie nicht an Gewicht verloren haben oder wenn die Prägung nicht beschädigt ist. Außerdem werden durchlochte Stücke und solche Münzen, die Löstellen aufweisen, an denen also Nadeln, Oesen usw. angebracht sind oder waren, nicht wieder eingelöst. Denn die amtlichen Stellen sind der Ansicht, daß derjenige, der eine Münze zu einer Brosche usw. umarbeiten läßt oder sie henkelt, die Absicht besonders hat, die Münze dem Verkehr zu entziehen, und daß er danach nicht mehr in der Lage ist, diese Entschließung wieder rückgängig zu machen.

Befehl dich Gott,
Sei stark in Not,
Vedenk' den Tod,
Gib Armen Brot!

Herder.

Aus der Welt der Frau.

Glückseligkeit — ein süßes Wort!
Vielleicht ein leerer Ton, vielleicht ein falscher Schein.

Nicolay.

Die Heirat nach dem Tode.

Uns wird geschrieben: Immer wieder reiht ein Frontbericht sich an den andern, immer wieder erfahren wir von neuen Bestimmungen, erweiterten Erlassen, immer mehr Bürger werden gerufen, um den bürgerlichen Rock und den bürgerlichen Beruf mit dem Feldgrau des Soldatenhandwerks zu vertauschen. Ein Tag folgt dem andern, und auch der nächste Tag und der übernächste stehen, wie ihre vielen, vielen Vorgänger, im Zeichen des Krieges, im Zeichen seiner bedeutsamen Ausflüsse, der verschiedenartigsten Nebenwirkungen, der Einschränkungen, Opfer, Sorgen und Schmerzen, aber auch des Lernens, der neuen Errungenschaften und der Vertiefung aller Gefühle und Anschauungen.

Die Wirkungen dieses Krieges — und welcher Tag seit 2 Jahren brächte keine neuen? — sind allmählich fast unüberseehbar geworden, und derjenige, der sie nach Friedensschluß übersichtlich zusammenfassen will, wird ein ebenso umfangreiches wie vielfältiges Werk zu schaffen haben. Die Zahl der Neuerungen ist im Laufe der Zeit zu sehr angewachsen, und die Kampfentwicklung selbst nimmt ein zu großes und nach allen Richtungen des Erdballs gewandtes Interesse in Anspruch, als daß jede dieser Neuerungen einer besonderen Würdigung unterzogen werden könnte.

Doch der Kampf, der außerhalb unserer Grenzen ausgefochten wird, darf uns nicht das Wichtige, Einschneidende vergessen lassen, das im Gefolge der gegenwärtigen Ereignisse im Lande selbst geschieht.

Denn nicht nur Verordnungen über Butter, Fleisch, Zucker, Seife und andere immerhin materielle und nicht allzu tragische Alltäglichkeiten entspringen dem Bedürfnissen. Andere, wichtiger, weitergehende Bedürfnisse sind entstanden, und wenn zu einer die Gesellschaftsgesetze tangierenden Frage Stellung genommen wird, darf auch die Kriegshaft uns nicht daran verhindern, ihr die Beachtung zu widmen, die ihr gebührt.

Eine der bedeutsamsten Fragen, die in diesem Kriege in fast allen beteiligten Ländern aufgerollt wurden, ist die des Eheleben. Der Krieg ist ein Ausnahmezustand und heischt als solcher auch Ausnahmegesetze. Nicht nur auf rein praktischem, sondern auch auf ideellem und moralischem Gebiete, das ja letzten Endes immer ebenfalls von praktischer Tragweite ist.

Am lärmendsten wird die Frage einer Neuregelung des Eheleben in Frankreich behandelt. Die betreffenden Erörterungen sind darum so strittig und in ihrer ganzen Art unsympathisch, weil man einem tief und vielfach schwer berührenden Mangel mit kategorischen Maßnahmen abhelfen will. Die bekannte Kinderarmut in Frankreich ist das niemals ruhende Sorgenobjekt der französischen Regierung, und die gewaltigen Menschenverluste, die Frankreich in den bisherigen Kriegsphasen schon erlitten hat, haben diese Sorge verdoppelt und verdreifacht. Die Mittel, die Abhilfe bringen sollen, sind ebenso hastig erdacht und rücksichtslos formuliert, wie die Frage tiefgreifend und heikel ist. Nur selten fällt ein Wort von moralischem Wert, in der Hauptsache ist immer wieder von verlockenden Erbschaftsgesetzen, von billigen Auszeichnungen für kinderreiche Mütter, von empfindlicher Steuer auf Kinderlosigkeit und ähnlichen wenig vom Gemüt diktierten Plänen die Rede. Auch die gesetzliche Sanktionierung der freien Liebe wird mit mehr Nachdruck als moralischem Verantwortungsgefühl empfohlen.

Die Sorge um Nachkommenschaft fällt in Deutschland fort. Aber auch bei uns, wie in allen kriegführenden Ländern, hat der Krieg Tatsachen geschaffen, denen gegenüber müßiges Verhalten eine Pflichtversäumnis bedeuten würde.

Der bei allen Kriegführenden möglichst, ja sogar sehr häufige Fall, um dessen Klärung es sich handelt, ist der folgende: Ein junges Mädchen verlobt sich, der Krieg bricht aus, der Bräutigam wird als Soldat ins Feld gerufen, und die Braut bleibt allein zurück. Die Eheschließung konnte aus irgendwelchen Gründen — und gerade unter den jetzigen erschwerten Lebensumständen — nicht stattfinden. Braut und Bräutigam müssen warten, bis der Krieg beendet ist, oder zumindest, bis ein Urlaub dem verlobten Krieger die Heimkehr gestattet. So schmerzlich dieser Zustand auch für die Beteiligten sein mag, so bietet er noch keine Veranlassung zu einer Aenderung der bestehenden Sitten und Gesetze. Doch im weiteren Verlauf tritt leider oft das Folgende ein: Der Mann fällt, und nun ist der neue Zustand der ewigen Braut geschaffen, der durch den Krieg die Möglichkeit geraubt wurde, sich mit dem Manne, der von aller Welt als ihr künftiger Gatte galt, zu vereinigen. Selbst wenn die Braut dem Toten Treue bewahren und ihm wenigstens formell angehören wollte, ist es ihr nicht möglich, eine kunstliche Billigung des berechtigten und durchaus edlen Wunsches zu erhalten. Sie bleibt „Fräulein", daß — auch wenn sie es wollte, den Namen des Toten nicht trägt.

Noch schwieriger aber gestaltet sich die Sachlage, wenn als Pfand des noch nicht gesetzlich getönten Bündnisses ein Kind zurückkehrt. Zwei Menschen sind dann nach unserer bisherigen Gesetzesmoral für immer gebrandmarkt: „Fräulein Mutter" und das „uneheliche Kind".

Dies ist das Problem. Und es wird akut durch die nicht genug anzuerkennende Lösung, die es nunmehr in einem deutschen Bundesstaate gefunden hat: Das badische Justizministerium wurde durch den Großherzog ermächtigt, allen ledigen weiblichen Personen, die mit einem Kriegsteilnehmer ernsthaft verlobt waren, durch den Tod des Bräutigams aber an der Schließung des Ehebundes verhindert wurden, die Führung der Bezeichnung „Frau" offiziell zuzusprechen.

Hier also hat der Krieg tatsächlich zu einem Gesetz geführt, das tiefer und freier Moral entspringt. Er hat eine Anschauungsweise geschaffen, die einen gewaltigen Schritt voran bedeutet und sich in der Praxis als recht und billig erweisen wird.

Wenn auch die anderen Bundesstaaten diesem Beispiel folgen werden — bisher liegen noch keine Nachrichten hierüber vor —, so werden wir mit Stolz sagen können, daß das Kriegserlebnis unserer Gesellschaftsmoral und Gesellschaftsgesetzgebung einen weiteren Weg zu jener Höhe der Denkungsweise gebahnt hat, die den Deutschen in diesem deutschen Jahrhundert gebührt.

A. B.

Das liebe Brot.

Wie war es sonst? Der Städter war mißvergnügt in einem nassen Sommer. Die Sonne lächelte nicht mehr auf seinen Schreibtisch. Er konnte abends nicht im Biergarten sitzen. Er konnte am Sonntag nicht ins Grüne fahren. Die graue Stimmung machte auf ästhetischem Wege seine Seele frösteln und ließ ihn sehnsüchtig nach einem Stück blauen Himmels ausblicken. In einem kühlen Sommer aber schwitzte er, als wenn all seine Winterfunden im Laufe von einer Woche aus den Poren treten sollten. Er ächzte förmlich durch die staubigen Straßen. Der Asphalt wurde weich und begann zu riechen. Der tiefste Weiselier war gerade gut genug, ihn sein Elend auf einige Stunden vergessen zu lassen. Am Tage bei der Arbeit zerfloß er in Wehmut und Schweiß.

Die Bauern? Die wohnten irgendwo draußen. Man sah sie gelegentlich in der Sommerfrische, und ein einmaliger Anblick genügte vollkommen, um die Seele für den ganzen Winter mit Bodenständigkeit zu versehen. Auf was lebten denn wohl das Brot? Ja, was hatte das auf sich! Brot war immer und in jedem Jahr vorhanden. Das war eine Ersatzungstatsache. Es konnte vielleicht etwas teurer und etwas billiger sein. Das machte das? Welcher zivilisierte Mensch ab dem überhaupt Brot? Natürlich, man brach ein Stück zum Mittagessen. Auch beim Kaviar kam man um die köstlichen Brotschnitten nicht herum. Ab man auf einer Landpartie ein Stück Graubrot mit Schinken, war man schon ganz ungewöhnlich bäuerisch und naturwüchsig. Selbst dann war der Schinken die Hauptsache und das Kostspielige. Das bischen Brot! Du lieber Gott! Und darum sollte man sich sorgen? Im Gesamtbild der Ernährung der Wohlhabenden bildete es einen so geringen Bestandteil, daß sich das wahrhaftig nicht lohnte.

Und wie ist es jetzt? Wenn das Wetter eine Zeitlang naß gewesen ist, scheint man die Sonne herbei. Aber nicht mehr in der Leiter selbst wissen! Ach, was liegt an uns! Es ist so unendlich gleichgültig, ob wir im Wasser schwimmen oder von Trockenheit umkommen. Ein Hundsfott, wer daran einen Gedanken wenden mag. Aber die Ernte! Aber die Bauern! Aber das Brot! Wenn man nachts im Bett wach liegt und draußen der Regen niederrauscht, erschrickt man geradezu. Man fühlt förmlich körperlich, wie die Flut in die Ackererde herabsickert. Man sieht die nasse Erde vor sich. Man riecht sie. Wird es für die Ernte auch nicht zuviel? Scheint dann wieder die Sonne mit ihrem milden Lächeln, atmet man auf. Jawohl, das tut gut! Das durchwärmt Aehre und Halm. Ob die Wildfärbe sich vor Hitze krümmen, was hat's auf sich, wenn's nur der Ernte gut tut. Unser persönliches Wohlbefinden mag restlos zum Teufel gehen; aber das Brot! Das liebe Brot!

Wie war es sonst? Auf den Tisch des reichen Mannes kamen Fleisch, Wild und Fisch. Ein richtiger Schweinebraten war für einen mittleren Bürger schon eine ganz gute Sache. Dann wußte man doch, was man auf dem Tisch hatte. Natürlich: die Reichen! Da langte es zu Reh und Enten und Schnepfen und Forellen. Das war natürlich noch besser. Es stellte seiner Hülle des Genusses und zugleich die Summe der höchsten Kraft dar. Brot und Kartoffeln? Na ja, man aß ja schließlich auch Brot und Kartoffeln. Aber was wollte das bedeuten? Das war die bescheidene armselige Zugabe Sozusagen der dunkle Hintergrund für das strahlende Fest des Schweinebratens. Aber Brot und Kartoffeln an sich? Ohne irgend etwas dazu? Schrecklich! Das aßen die Aermsten unter den Armen! Das war Degeneration in der Form der Unterernährung. Davon bekam man eben Kartoffelbauch. Wer nichts anderes hatte, schlug sich den Wanst damit voll. Aber ein bitterliches Essen war das nicht. Der Tisch erhielt erst seinen Wert, wenn der saftige Schweinebraten darauf stand.

Und wie ist es jetzt? Wir wissen, daß das Fleisch aller Sorten restlos verschwinden kann, ohne daß uns das auch nur eine schlaffste Stunde zu bereiten braucht. Ade, Schweinebraten! Ade, du mit Sahne bedecktes Reh! Ade, Forellen! Ade, alle Kostbarkeiten der Saison! Wenn uns der Himmel nur Brot und Kartoffeln lassen will, werden wir nicht nur satt, sondern nebenbei kommt auch unser Magen wieder in Ordnung, und das Brot schmeckt auf einmal wieder so wiederwürdig gut. Fast wie in unseren Knabenjahren,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191608206/fragment/page=0002